



DER BAUCH DES OZEANS

VON FATOU DIOME

Er läuft, tackelt, dribbelt, schießt, fällt, steht wieder auf und rennt weiter. Schneller! Da kriegen die Italiener Gegenwind. Wehe, der Ball geht durch die Beine von Toldo ins Netz! Großer Gott, so tu doch was! Ich schreie nicht, ich flehe dich an. Tu etwas, wenn du tatsächlich allmächtig bist! Ah! Da ist ja Maldini wieder, er tänzelt über den Rasen.

Ich springe vom Sofa auf und trete zu. Aua, das war der Tisch! Ich wollte den Ball weit nach vorne bringen, Maldini zuspielen. Doch ich habe bloß den kalten Tee verschüttet. In diesem Moment ist wahrscheinlich ganz Italien vor Schreck versteinert wie die Bewohner von Pompeji. Ich weiß auch nicht, wieso man immer die Pobacken zusammenkneift, wenn der Ball aufs Tor zurollt.

»Maldini! Jaaaa! Großartiger Rückpaß von Maldini zu seinem Keeper! Toldo klärt! Maldini ist ein Genie! Ein Ballzauberer erster Güte! Trotzdem ist er dem ac Milan immer treu geblieben! Rund hundertmal wurde er bereits für die italienische Nationalmannschaft aufgestellt! Unglaublich! Maldinis Vater Cesare war auch schon ein Fußball-As. Das Talent liegt der Familie wohl im Blut!«

Der Reporter hatte zu einer Hymne auf Maldini angehoben, doch in der Hektik der EM-Berichterstattung reimten sich dann doch bloß die Ausrufezeichen.

Warum ich euch das erzähle? Weil ich ein Fußballfan bin? Nicht unbedingt. Und weshalb sonst? Weil ich für Maldini schwärme? Unsinn! Ich bin nicht so dumm, daß ich den Stars nachlaufe und mir den Hals nach den Sternen verrenke. Als ich ein kleines Mädchen war, hat meine Großmutter mir gezeigt, wie man die Sterne vom Himmel holt: Du stellst nachts eine Schüssel mit Wasser in den Hof, schon liegen sie dir zu Füßen.

Ja, es reicht sogar eine kleine Schüssel in einer Ecke des Gartens, und du siehst zweiundzwanzig Stars, darunter Maldini, wie Ratten in einem Labyrinth über den Rasen rennen. Warum aber erzähle ich euch das alles, wenn ich nicht krank vor Liebe zu Maldini bin? Nun, es gibt auch Viren, die bringen dich nicht ins Krankenhaus, sondern nur durcheinander wie ein Computerprogramm – bis zum totalen Absturz.

An diesem 29. Juni 2000 läuft das Europameisterschafts-Halbfinale Italien gegen Holland im Fernsehen. Meine Augen starren auf den Bildschirm, doch mein Herz sieht in die Ferne.

Dort, auf der Insel Niodior, gibt es Menschen, die seit Jahrhunderten an ihrem Stückchen Land hängen wie Krümel am Maul des Ozeans. Sie warten ergeben, ob die nächste Welle sie verschlingt oder verschont. Daran muß ich immer denken, wenn mein Gedächtnis mich zurückführt zum Minarett der in ihren Gewißheiten erstarrten Moschee und zu den Kokospalmen, die ihre Mähnen wiegen in einem rätselhaften, heidnischen Tanz. Vielleicht ist es ein Begräbnistanz, der einst die Rückkehr der Toten zu den Ahnen weihte. Oder einer der vielen Hochzeitstänze am Ende der Regenzeit, nach der Ernte. Oder ein Sturmtanz, in dem sie sich schütteln wie junge Mädchen, die sich gegen die Heirat mit einem ungeliebten

Mann sträuben. Oder der geheimnisvolle Tango des Traums, den jeder auf seine Weise tanzt, im Rhythmus seines Atems.

Bald zehn Jahre ist es jetzt her, daß ich den Schatten der Kokospalmen hinter mir ließ. Meine gefangenen, vom Asphalt geschundenen Füße erinnern sich noch an ihre einstige Freiheit, als der Sand sie liebte, Muscheln sie kratzten und manchmal ein Dorn sie stach, um das Leben in ihnen wachzukitzeln. So betrat ich den Boden Europas, mit Füßen, die von der afrikanischen Erde geformt und gezeichnet waren. Ich setze einen vor den andern, wie jeder Mensch.

Aber ich weiß, daß ich im Westen andere Schritte mache als jene, mit denen ich die Gassen, Strände, Pfade und Felder meiner Heimat erkundet habe. In Afrika folgte ich der Spur des Schicksals, die aus Zufall und aus unendlicher Hoffnung bestand. In Europa marschiere ich durch den langen Tunnel der Leistung auf wohldefinierte Ziele zu. Zufälle gibt's nicht, jeder Schritt hat ein Ziel, und die Hoffnung ist nur so groß wie dein Kampfgeist. In Technicolor geht man anders, man trägt sein Schicksal unbewußt mit sich herum. Die moderne Horde marschiert in Reih und Glied, von der sozialen Dampfwalze getrieben, die jeden überrollt, der auf dem Standstreifen anhalten will. So gehe ich durch das Grau, in das nur selten ein Sonnenstrahl fällt, und zähle meine Schritte, die kümmerlichen Meter auf dem Weg zur Verwirklichung meines Traums. Doch wie viele Kilometer, wie viele arbeitsame Tage und schlaflose Nächte trennen mich noch von dem ungewissen Erfolg, den die Meinen so selbstverständlich erwarten, seit ich sagte, daß ich nach Frankreich gehe? Meine Schritte sind schwer von ihren Träumen, mein Kopf ist voll von meinen. Es ist kein Mast in Sicht, an dem ich die Siegesfahne hissen könnte, und kein Wasser, um die Schande des Scheiterns abzuwaschen. Los, gebt mir Zunder, in meinem Kopf brodelte es! Das Feuer braucht Nahrung. Das Schreiben ist mein Hexenkessel, in dem ich nachts Träume siede.

Der Fernseher holt mich in die Wirklichkeit zurück. Wenn die Reporter »Maldini« brüllen, taucht ein Gesicht vor mir auf. Tausende von Kilometern entfernt, auf einer Insel in Senegal, die kaum groß genug für ein Stadion ist, sitzt ein junger Mann wie angewurzelt vor einem klapprigen Gerät und sieht dasselbe Spiel wie ich. Ich bin ihm ganz nah. Unsere Blicke treffen sich auf denselben Bildern. Freude und Schreck, Herzschlag und Atem haben einen gemeinsamen Rhythmus, denn wir laufen beide hinter einem Mann her: Paolo Maldini.

Ich sehe ihn vor mir: Er sitzt auf einer Matte oder einer altersschwachen Bank, und es zuckt in seinen Füßen. Vor dem Fernseher haben sich trotz des Geflimmers so viele Menschen eingefunden wie in einem Kinosaal. Es ist der einzige im Dorf, der Besitzer hat ihn großmütig im Hof aufgestellt, wo sich die Nachbarn unangemeldet versammeln. Das Anwesen steht allen offen. Geschlecht, Alter und Anzahl der Zuschauer wechseln mit dem Programm. An diesem Nachmittag des 29. Juni 2000 ist das Wetter schön, der Himmel traumhaft blau und das Bild nicht schlecht, obwohl der Fernseher erst anging, als der Besitzer draufhaute. Die auf den Bildschirm gerichteten Blicke leuchten vor naiver Frische. Männerkörper mit dem Schmelz der Jugend, die Muskeln modelliert durch jahrelanges Spiel mit Fetzenbällen, später auch echten, drängen sich hier zusammen, voll überschüssiger Energie, Schweiß läuft über glatte Stirnen, schlaue Prognosen machen die Runde.

Einer bleibt still. Mit zusammengekauerten Zähnen konzentriert er sich ganz auf das Geschehen. Sein Oberkörper ist weit nach vorn gebeugt, sein Blick bahnt sich einen Weg zwischen den Köpfen. Nur dann und wann verrät eine spontane Bewegung, wie erregt er ist. Beim ersten Tackling Maldinis stößt sein Fuß das Hinterteil eines vor ihm hockenden Jungen. Der dreht sich wütend um, doch als er das hingerissene Gesicht des anderen sieht, sagt er nichts und rückt nur beiseite. Einem Blinden tritt

man nicht zweimal in die Eier, heißt es, einmal reicht, dann packt er seine Ware weg, sobald er Schritte hört. Der Junge muß nur sein Hinterteil aus der Gefahrenzone bringen, denn das Spiel fängt erst an und wird noch viele Zerreißproben mit sich bringen. Gleich gibt's hier vor Aufregung Harakiri: Rot für Zambrotta, Italiens Nummer 17, das ist zuviel für den jungen Mann. Empört wie Dino Zoff, der italienische Trainer, springt er auf und zischt etwas, das dem Schiedsrichter nicht gefallen hätte.

Er ist ein Fan der Italiener, müßt ihr wissen, deshalb darf man zu niemand anderem halten. Das Schicksal nimmt seinen Lauf: Gelb für Francesco Toldo, den italienischen Torwart, der die Nummer 9 der Niederlande gehalten hat. Der junge Mann preßt seine Hände an die Schläfen und erwartet stehend die Sanktion, die er kommen sieht und die prompt verhängt wird: Elfmeter für Holland.

Mein Gott! Tu doch was! Ich soll nicht so schreien? Ist dir nicht klar, was das heißt? Halb so schlimm? Von wegen! Ja, ich weiß! Es ist nicht Italiens Hiroshima. Wenn es bloß das wäre, könnte ich drüber lachen, aber hier geht es darum, daß die Italiener einen Treffer kassieren könnten, der Madické das Herz bricht! Wer Madické ist? Das muß ich später erklären! Ein Elfmeter ist schließlich kein Kaffeekränzchen, der knallt rein wie ein Fußballerfurz! Also greif endlich ein! Wozu die ganzen Gebete und der Ramadan? Glaubst du, ich mach das alles umsonst?

Ah! Toldo, Italiens Torhüter, lenkt den Ball ab. Diesmal trifft Madickés Fuß keinen Unschuldigen. Ufff! Das Schlimmste konnten wir gerade noch verhindern. Er holt tief Luft und setzt sich wieder hin, das Gesicht von einem Lächeln erhellt, das nicht lange bleiben wird, denn das Match geht weiter.

Bei jedem Fehler der Italiener schickt Madické ein Stoßgebet zum Himmel. Kurz vor Ende der Halbzeit kritisiert Maldini eine Entscheidung

des Schiedsrichters und fängt sich eine gelbe Karte ein. Madickés Lächeln erlischt, er weiß, noch einmal Gelb bedeutet Rot, dann wird sein Idol vom Platz verbannt. Vor Sorge zerquetscht er sich fast den Schädel. Sein Held darf keinen Platzverweis bekommen!

Er würde so gern mit ihm reden, ihm die Aktionen verraten, die er im Kopf hat, die Finten, die er sich ausdenkt auf seiner Bank.

Doch wie viele Kilometer liegen zwischen ihm, der seine Füße jetzt im weißen Sand vergräbt, und den Matschspuren, die Maldini während der Pause in den Kabinen hinterläßt!

Madické macht seiner Verzweiflung Luft, doch seine Worte verfangen sich in den Wipfeln der Kokospalmen und werden Maldinis Ohren nie erreichen. Also will ich sein Sprachrohr sein. Wir haben dieselbe Mutter; wer fünfzigprozentig lieben kann, würde ihn meinen Halbbruder nennen. Für mich ist er einfach mein kleiner Bruder.

Herr, sag Maldini, daß seine gelben oder roten Karten mir das Herz zerreißen. Sag ihm, er soll seine Haut retten, sich nicht die Rippen brechen, keinen Ball auf die Nase kriegen und seine Beine vor den Fouls des Gegners schützen. Sag ihm, daß ich jedesmal stöhne, wenn er was abkriegt. Sag ihm vor allem, daß ich ihn sehe, wie er auf dem heißen Sand von Niodior einer Traumblase hinterherläuft. Denn eines Tages wurde mein Bruder zu Maldini. Erzähl Maldini von seinen krausen Haaren, seinem Kämpferkörper, den schwarzen Augen, dem schönen Lächeln und den weißen Zähnen. Im Traum hat mein kleiner Bruder sich in Maldini verwandelt.

Der Schiedsrichter pfeift die erste Halbzeit ab, das Publikum geht zum Palaverbaum hinüber, um sich die Beine zu vertreten und ungestört zu diskutieren. Nur Madické bleibt vor dem Haus sitzen. Um nichts in der Welt will er die Zusammenfassung verpassen. Doch es gibt nur Werbung im Fernsehen. Sie hat eine Horde kleiner Jungen angelockt, deren einziges

Spielzeug Holzstücke und von der Straße aufgesammelte Konservenbüchsen sind. Jetzt kichern sie über einen Coca-Cola-Spot: Ein Junge nähert sich einer Gruppe Mädchen, die ihn scheinbar nicht beachten; er bietet der Hübschesten eine Cola an; nachdem sie einen Schluck genommen hat, gestattet sie ihm bereitwillig, den Arm um ihre Taille zu legen, sie lächeln einander an und gehen zusammen weg. Die Jungen vor dem Fernseher biegen sich vor Lachen.

Einer fragt seinen Nachbarn: »Was wird der jetzt mit ihr machen?«

Die anderen grinsen, und einer, wohl der Anführer der Truppe, stößt ihn mit dem Ellbogen an und sagt: »Bist du blöd oder was? Er wird sie bumsen!«

Davon ermutigt, fährt ein anderer fort: »Bei uns gibt's heute ein Fest, ich hab gesehen, wie mein großer Bruder mit seinen Freunden kistenweise Cola anschleppt, hihhi! Die Mädchen werden schön schauen, was die ihnen reinton! Hihhi!«

Und alle gackern von neuem. Coca-Cola hat gewissenlos seinen Umsatz ausgeweitet – bis in diese Gegend, wo Trinkwasser ein Luxus ist. Doch keine Angst, Coca-Cola wird Kornfelder im Sahel sprießen lassen!

Jetzt reizt Miko ihren Appetit: Eine riesengroße Tüte Eis in schwelgerischen Farben füllt den ganzen Bildschirm aus, dann sieht man ein pummeliges Kerlchen gierig daran lecken. Wollüstiges Stöhnen löst das Geblödel von vorhin ab: »Hhhmmm! Ham! Haaamm! Ist das guuuut! Hhhmmm!« ertönt es im Chor. Eis kennen diese Kinder nur von Bildern: eine Traumspeise, die man jenseits des Ozeans bekommt, in jenem fernen Paradies, in dem der kleine Dicke aus der Werbung klugerweise gleich zur Welt kam. »Miko!« psalmodieren sie wie Fromme aus ihren heiligen Büchern.

Ich stelle mir einen Pool voll Miko-Eis vor, in dem diese Kinder nach Herzenslust baden können. Das Eis ist ihre Hoffnung, wie Maldini für Madické.

Die Werbung geht zu Ende. Die Männer, die unter dem Baum Prognosen austauschten, kommen zurück und vertreiben die Kinder, die ihnen zu laut sind. Hier gilt das Recht des Alters noch. Ein rüstiger, greiser Fischer in Lumpen macht sich's neben Madické bequem. Der erkennt ihn am Geruch.

Die Begrüßung ist kurz, aber höflich.

Es stinkt entsetzlich, doch Madické hält den Mund, der Respekt gebietet ihm zu schweigen. Er weiß, daß man so viele Trümpfe in der Hand hat wie Jahrzehnte auf dem Buckel.

Die ganze zweite Halbzeit wird er den fauligen Fischgeruch ertragen müssen. Also konzentriert er sich auf das Match und denkt sich weit weg, an den Ort des Geschehens.

Das Stadion kommt ins Bild. Die Spieler sind noch nicht wieder auf dem Feld, doch die Reporter wärmen sich schon mal die Stimmbänder auf mit Sätzen, in denen öfter der Name Maldini vorkommt. Madické spitzt die Ohren. Aber wie willst du etwas verstehen, wenn um dich herum alle schwadronieren wie Weltklassetrainer? Er legt die Hand ans Ohr und neigt sich dem flackernden Bild entgegen, um besser zu hören. Die Stimmen der Reporter kann er jetzt verstehen, aber was sie sagen, geht an ihm vorbei. So ein Mist!

Er hat diese Sprache oft gehört und auch gesehen. Ja, gesehen, bei sich zu Hause, sie trägt Hosen, Anzüge, Krawatten und geschlossene Schuhe; oder Röcke, Kostüme, Brillen und Pumps. Ja, er kennt diese Sprache, die in den Büros von Senegal den Ton angibt, aber er versteht sie nicht und ärgert sich darüber. Das Match geht weiter.

Der erste Freistoß für die Italiener. Madické freut sich. Doch sein Optimismus ist schnell verflogen. Die Holländer haben auch ihre Ehre. Sie verteidigen ihr Tor wie eine Nonne ihr Allerheiligstes. Das wird kein Spaziergang für die Italiener. Der Ersatzkrieg auf dem Rasen erfordert neunzig Minuten lang starke Nerven. Der Schiedsrichter pfeift das Ende der regulären Spielzeit, die gegnerischen Mannschaften müssen die Verlängerung abwarten. Auch wenn der Wunsch nach Ruhm sie aufrecht hält, fleht ihr Gesicht nach Schonung. Ich würde ihnen gern zu trinken geben, den Schweiß abtrocknen, die Wunden verbinden und ihnen Trost zusprechen wie eine zärtliche Schwester.

Ich würde ihnen gern sagen, daß es im Match wie im Leben ist: Die besten Treffer werden noch kommen, nur fällt das Warten so schwer.

Dreckverschmiert und schweißtriefend gehen die Spieler vom Feld, mit hängenden Schultern ob ihrer vergeblichen Mühen.

Pause vor der Verlängerung. Die Zuschauer in Niodior werden unruhig. Das Match droht ihre Prognosen zu widerlegen. Die Nervösesten beginnen aufgereggt zu gestikulieren. Die Musik vor der Werbung ertönt. Die Bengel von vorhin kommen angerannt, der alte Fischer fängt ein Gespräch an, um die Wartezeit zu überbrücken.

Spöttisch lächelnd tippt er Madické auf die Schulter, streicht sich über den Bart und sagt: »He, Maldini, was ist los? Du bist heute nicht so in Form. Ziemlich starker Gegner, wie?«

Madické sieht kurz zu ihm auf und heftet dann seinen Blick auf den abendlichen Horizont. Schweigen hat etwas Entwaffnendes, Wissen auch.

Die Sonne floh vor den Fragen der Menschen und versank im Ozean. Der Himmel, von Leidenschaften entflammt, schien niedriger als sonst zu hängen und zog ein rotes Lichtband durch die Wipfel der Kokospalmen.

Eine barmherzige Brise vom Meer streifte kaum merklich die Haut. Nur ein paar Frauen, die erst jetzt vom Brunnen kamen, spürten den leisen Abendwind, der sich unter ihr Gewand stahl, um sie an Stellen zu streicheln, die nie die Sonne erblickten. Wenn auch verspätet, versahen sie ihre Pflichten doch so aufopfernd wie jene anderen Hausfrauen, die jetzt mit ihren letzten Mörserstößen die Stille zerrissen.

Pong! Pong! Rakkasse! Kamasse! Pong! Das ferne, rhythmische Geräusch hallt in Madickés Herzen wider. Es hat sein Leben begleitet, er kennt es: Es geht dem Ruf des Muezzin und dem Schrei des Käuzchens voraus. Es ist das Lied, das die Nacht ankündigt.

Und weil die Menschen auf Niodior in einer Welt des Aberglaubens leben, ist es auch die Stunde der bösen Geister und uralter Ängste.

Wenn Madické als Kind die Stöbel stampfen hörte, ließ er seine Freunde auf ihrem improvisierten Spielplatz zurück und eilte zu seiner Mutter. Wo sie zu finden war, wußte er: Sie wachte über das Abendessen oder stampfte eine Handvoll Hirse für den Dickmilchbrei am nächsten Tag. Nur manchmal war sie durch einen dummen Zufall nicht in der Küche hinten im Hof. Dann stellte er, um der Angst vor den näher kriechenden Schatten zu entkommen, seine kleine Bank vors Feuer. Aus Ungeduld und Langeweile legte er Holz nach und ergötzte sich am Tanz der Flammen, bis er eine Stimme in gespielter Strenge sagen hörte:

»He, Madické, laß das! Was soll denn das Buschfeuer? Mir wird noch das Essen verkohlen!«

Auch später ließ ihn die lauernde Abendstimmung den Schutz der Röcke suchen, nur daß es nicht mehr die seiner Mutter waren. Obwohl... an diesem 29. Juni 2000 hätte selbst die schönste Nymphe keinen Blick von ihm erhaschen können.

Der phantastische Vorhang der Werbung ist zerrissen. Nach den letzten Klängen ihres Lieblingslieds: Miko! Miko! sind die Kinder

davongelaufen. Der dunkle Hof liegt da wie ein Friedhof am Meer. Nur ein bläuliches Leuchtfeuer aus dem Fernseher erhellt die Gesichter des Publikums. Schweigen gehört zur Andacht. Der Muezzin schreit sich umsonst die Kehle wund.

Der alte Fischer räuspert sich geräuschvoll, packt seinen Nachbarn am Arm und erklärt so feierlich, als ob er ein Geheimnis verriete: »Maldini, mein Kleiner, jetzt ist die Stunde der Wahrheit.«

Madické lächelt nicht mehr als nötig und zieht seinen Arm weg.

»Rote Karte!« brüllt er, verärgert über eine Aktion des Holländers Jaap Stam.

Der Schiedsrichter begnügt sich mit der gelben.

Die Holländer orientieren sich nach vorne. Sie machen immer mehr Druck.

Aron Winter meckert und bekommt zur Belohnung einen Eckstoß. Wer vierundachtzig Mal aufgestellt wurde, kennt sich aus, vor allem mit Finten. Seedorf hält sich für superschlau, schnappt sich den Ball und führt den Eckstoß aus. Marco Delvecchio wehrt ab und beweist seiner Mutter, daß ihre Milch nicht umsonst war: Sie hat einen Helden großgezogen, der ganz Italien aufatmen läßt. Doch auch Hollands Mütter haben ihr Bestes gegeben, sie können genauso stolz auf ihre Söhne sein, die jetzt wieder zum Angriff übergehen. Cannavaro mauert und klärt, Maldini sprintet, Madické springt auf und schreit so laut, daß ihm fast die Stimmbänder reißen: »Lauf!! Du schaffst es! Schneller!«

Doch die Verlängerung bleibt torlos. Ein Elfmeterschießen ist nun unvermeidlich. Madické weiß das, sein Herz klopft zum Zerspringen. Er legt seine Hand darauf, aber vergebens, es schlägt nur um so stärker.

Die Hausherrin ruft zum Abendessen. Nicht nur die Familie, sondern jeder, der gerade da ist, wird selbstverständlich eingeladen. Ein junges Mädchen bringt eine kleine Kalebasse mit Wasser, daß alle sich der Reihe

nach die Hände waschen können, die Mutter stellt dampfende Schüsseln in die Mitte des Hofs. Der alte Fischer spült sich mit einer Handvoll Wasser den Mund und setzt sich, ohne lange zu fragen, neben den Herrn des Hauses. Im Schneidersitz läßt er sich auf einer Matte nieder, lamentiert erst über den schlechten Fang der letzten Tage und beginnt dann das Werk der Hausfrau zu rühmen. Hhhmm! Wie dieses talalé nach Gewürzen duftet – ein wirklich königliches Mahl! Und eins ist sicher: Niemand kann ein besseres Fisch-Couscous kochen als unsere Frauen!

Madické hat einen Knoten im Magen.

Er schützt ein verspätetes Mittagessen vor, um die Einladung höflich auszuschlagen. Im Gegensatz zur älteren Generation findet er es peinlich, einfach mitzuessen, bloß weil es sich ergibt. Wenn das Match sich nicht so lange hinziehen würde, wäre er längst weg.

Aber das Wetter macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Kaum hat er diesen Gedanken beendet, zerreißen Blitze den Himmel. Ein heftiger Wirbelsturm verdreht den Kokospalmen die Äste. Der weiße Sand, der sonst der ganze Stolz der Insel ist, wird den Menschen zum Feind, er peitscht ihre Haut und reißt alles mit, was ihm in den Weg kommt.

Die Essenden springen auf, die herrenlosen Matten wirbeln empor, schmiegen sich an den Zaun oder tanzen über ihren Köpfen. Dann fallen große Tropfen. Es ist einer jener überraschenden, meist kurzen Junischauer, die im Sahel den Beginn der Regenzeit und der Feldarbeit ankündigen.

Madické hat die ersten Tropfen nicht abgewartet, sondern gleich den alten Apparat geschnappt und ins Wohnzimmer getragen – vergebens. Das Bild blinkt noch ein paarmal, bevor es mit einem Piepsen abrupt erlischt. Madické will nicht glauben: daß der Fernseher seinen Geist aufgibt. Nur eine Laune der Elektrik, sagt er sich.

Doch der Besitzer verkündet das Todesurteil: »Ich glaub, der ist hin, da ist nichts mehr zu machen, der hat die Regenzeit noch nie gemocht. Schon letztes Jahr hat er mich beim ersten Donnerschlag im Stich gelassen, zum Glück hab ich ihn da noch mal zum Laufen gebracht. Aber jetzt ist es wohl endgültig mit ihm vorbei.«

Er hat die Hand auf den Apparat gelegt und lächelt. Und das Elfmeterschießen ist auch vorbei, stellt Madické mit einem Blick auf die Pendeluhr im Wohnzimmer erbittert fest. Er stammelt ein paar höfliche Worte und verschwindet.

2

Draußen atmete alles, was lebte, die Frische des Regens; die Palmen wachten fast reglos über ihre auf dem Boden verstreuten Äste. Der feuchte Sand kroch nicht mehr in die Sandalen, er schmiegte seinen runden Rücken an die Schritte der Menschen, doch seine Sanftmut täuschte: Die deutlichen Spuren, die zum Telecenter führten, verrieten ihn.

Madické sah das Lächeln des Gastgebers vor sich. Komisch, dachte er. Warum grinst er, wenn der Apparat kaputtgeht? Oder hat er sich nur gefreut, uns alle los zu sein?

Wahrscheinlich, doch das war nicht alles. Im Grunde bedeutete die Flimmerkiste ihrem Besitzer nicht viel. Genausowenig wie die gefälschte Rolex, die er nicht einstellen konnte, die lederne Couchgarnitur unter dem weißen Baumwollüberwurf, Gefriertruhe und Kühlschrank, die er stets verschlossen hielt, und die dritte Ehefrau, seine vorletzte, die er nur noch besuchte, wenn ihn seine eheliche Pflicht dazu zwang – das alles war nur dazu da, seinen Erfolg zur Schau zu stellen.

Er war ein Kind der Insel, vom Couscous der Mutter verwöhnt, aber empört über die Armut des Vaters. Seine starken Muskeln kamen zunächst im Hafen von Dakar zum Einsatz.

Die Plackerei im Schiffsbauch machte ihm nichts aus, im Gegenteil: Sie bestärkte ihn nur in der Überzeugung, daß Armut die sichtbare Seite der Hölle sei; er jedenfalls wollte lieber sterben als arm bleiben.

Und dann hatte er noch ständig die müde Stimme seines Vaters im Ohr: Vergiß nie, daß jeder Moment deines Lebens dir Ehre einbringen muß.

Einige seiner Kumpel waren von ein paar Tonnen Reis erschlagen worden, an Tetanus oder Ammoniakvergiftung verreckt und in einer mit Eis gefüllten Kiste ins Dorf zurückgekehrt. Er hatte durchgehalten. Und eines Tages las der Lehrer seinen Eltern einen Brief aus Frankreich vor.

»Unser Sohn ist in Frankreich!« schrie die Mutter. Der Lehrer lächelte milde. Der Vater hielt an sich und sagte nur dreimal hintereinander: »Ah han! Allah Akbar! Allah ist groß! Alhamdulillah! Lob sei Allah!«

Gelegentliche Überweisungen ihres Sohnes veränderten ihr Leben langsam, aber merklich. Im Laden, wo sie jetzt weniger Schulden machten, wurden sie mit einem breiten Lächeln empfangen und umständlich begrüßt. Alle zwei Jahre kam ihr Sohn im Sommer für einen Monat nach Hause und verteilte ein paar Scheine und Kitsch aus Barbès. Solcher Schund made in France ist hier unbezahlbar, den würde niemand gegen einen Smaragdblock eintauschen.

Am Ende seines zweiten Heimaturlaubs heiratete der Mann aus Barbès eine kleine Bäuerin, die seine Eltern für ihn ausgesucht hatten. Sie war nicht die erste Wahl, aber er mußte sich mit ihr zufriedengeben. Die schöne Sankèle, mit der er vorher verlobt war, hatte keine Lust gehabt, zwei lange Jahre auf ihn zu warten.

Er durfte keine Zeit verlieren, seine Mutter war alt geworden, eine junge Frau im Haus könnte ihr zur Hand gehen, und Dienstmädchen waren

teuer. Mit Fellatio oder Cunnilingus würde er noch warten müssen, aber egal, die Braut war aus guter Familie und wohlerzogen – mit der Zeit würde er sie schon nach seinen Wünschen formen. Was er in Frankreich trieb, wußte hingegen keiner so genau. Man begnügte sich damit, seinen sagenhaften Reichtum zu bestaunen, der es ihm ermöglichte, köstliches Hühnerragout zu kaufen, statt ewig nur Reis mit Fisch zu essen.

Im dritten Urlaub begann der Mann aus Paris, sich ein protziges Haus zu bauen.

Am Abend nach der Grundsteinlegung starb sein Vater, der die Segnungen überwachte, an einem Herzschlag. Oder vor Glück? Es gab keinen Sanitäter, der das sagen konnte. Aus lauter Liebe wurde er rasch beerdigt, um seine Seele nicht allzulange zwischen den Welten umherirren zu lassen.

Die Witwe zog sich in die Einsamkeit zurück. Drei Tage lang herrschte Trauer. Nur das Geheul der Klageweiber und die Rufe zum Essen durchbrachen die Stille. Der Sohn ehrte das Andenken seines Vaters mit einem großen Leichenschmaus, es wurde nach Herzenslust getafelt, dann wurde weitergebaut.

Jeder Moment deines Lebens muß dir Ehre einbringen.

Achtung und Bewunderung waren dem Mann aus Paris mit diesem Anwesen auf ewig sicher. Als er die Geschenke der Dorfbewohner in Barbès verramschte, war es so gut wie fertig. Im folgenden Urlaub zog er mit seiner ganzen Sippschaft aus der Hütte, in der er geboren war, in das Haus um und nahm sich eine zweite Frau, ein bißchen modischer als die erste, ein Abklatsch der Reichen in der Hauptstadt, bei denen sie Hausmädchen war. Sie warf mit aufreizenden Blicken und französischen Wörtern um sich, schwitzte in ihren langen, bunten Kleidern und versank mit ihren Absätzen im Sand. Zwei Jahre durfte sie das Vorrecht der

Neuerwählten genießen, dann wurde sie von der dritten verdrängt, der bald die vierte folgte.

Nach seiner siebten Reise richtete sich der Mann aus Barbès auf seinem Anwesen einen Laden ein und blieb. Als erfolgreichen Heimkehrer fragte man ihn bei allem um Rat, und wenn er in seinem langen, gestärkten Kaftan durchs Dorf schritt, begegneten ihm nur höfliche Mienen, und selbst der Sand wurde weich. Sie fragen sich immer noch, wie er in Frankreich sein Geld verdient hat? Hören Sie auf die Buschtrommeln!

Madické beschäftigten ganz andere Fragen, als er das Telecenter betrat: Wie war das Elfmeterschießen ausgefallen? War Maldini zum Zug gekommen?

»Guten Abend, Maldini, wie geht's? Du willst deine Schwester anrufen?« fragte die junge Frau, die am Eingang saß, und ließ ihre Zähne blitzen.

Madické fuhr zusammen. Er war so in Gedanken versunken, daß er automatisch vor ihr stehengeblieben war, ohne zu grüßen.

»Guten Abend, Ndogou«, antwortete er nun höflich. »Wie geht es dir? Alles in Ordnung? Ich meine, wegen dem Sturm vorhin.«

Es klang wie eine Entschuldigung. Aber sein Interesse galt nicht ihr. In Wahrheit ging es ihm ausschließlich um den Zustand des Telefons, das womöglich im Gewitter Schaden genommen hatte.

Ndogou, die ihn schon richtig verstand, sagte freundlich: »Das Telefon ist besetzt. Sobald es frei ist, bist du an der Reihe.«

Seit ihrem kurzen Ausflug aufs Gymnasium gilt Ndogou als Intellektuelle und nimmt im Dorf einen wichtigen Platz ein. Sie ist für das Telecenter zuständig, ein kleines Zimmer mit dem einzigen Anschluß des Dorfs, in dem das Telefon wie auf einem Altar ruht.

Oft muß sie den Leuten, die mit zwei, drei Nummern auf einem Zettel zu ihr kommen, um für ein paar Münzen zu telefonieren, beim Wählen

helfen, da die meisten ihrer Kunden weder lesen noch schreiben können. Der Hauptteil ihrer Arbeit jedoch besteht darin, von 8 bis 22 Uhr durchs Dorf zu laufen und jemand zu suchen, weil Verwandte vom andern Ende der Welt ihn am Telefon verlangen.

»Gott segne dich, meine Tochter!« sagte der Alte und senkte den Kopf, bis der Bart im Ausschnitt seines Kaftans verschwand. »Ich zahle bald. Mein einer Sohn, der in Italien ist, hat mir versprochen, was zu schicken.«

Gebete alter Leute wiegen mehr als ein Geldschein, heißt es hier. Ob Engel auch etwas von Buchhaltung verstehen?

Ungeduldig trat Madické von einem Fuß auf den anderen.

Ndogou schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, stellte den Zähler auf Null und sagte den erlösenden Satz: »Na los, Maldini, ...«

Den Rest hörte Madické nicht mehr, er hatte schon den Hörer am Ohr.

Ich begoß den Sieg Italiens gerade in Straßburg mit einer frischen Kanne Tee, mampfte Kekse und hörte Yandé Codou Sène, die Serer-Diva. Der Sieg machte mich übermütig, aber die Stimme von Yandé Codou verzauberte mich und weckte eine Melancholie in mir, die ich in meinem Streben nach zenmäßiger Gelassenheit unbedingt vermeiden wollte. Manche Melodien, Lieder, Gerichte erinnern dich plötzlich daran, daß du im Exil lebst, weil sie deinen Wurzeln zu nah sind oder auch ganz fern. In solchen Momenten lobe ich mir die Globalisierung, die den Dingen das Besondere nimmt, sie so beliebig macht, daß sie keine Gefühle mehr hervorrufen. Ich werde mein Heimweh nicht los, ich muß es zähmen. Die Musik kommt in meinen Reliquienschrein, zu den Fotos jener Familienmitglieder, die auf ewig unter dem heißen Sand von Niodior begraben sind.

Ich lümmelte auf dem Sofa und zappte mich durch die Kanäle, bis ich an einer Szene hängenblieb. Kommerziell gecastete Sternchen, die noch nie

etwas vom Kampf für die Gleichberechtigung gehört hatten, wackelten mit ihren winzigen Hintern und kreischten schwachsinnige Texte zu Melodien, die von allen fünf Kontinenten zusammengeklaut waren. Großer Gott! Bitte gib uns die Piaf, Brel, Brassens, Barbara und Serge Gainsbourg zurück, deren Lieder uns selbst auf der entlegensten Piste im Sahel wie klare Quellen erquickten. Sanft perlte ein Tropfen Französisch ins Ohr und benetzte die Zunge. Mmm, wie das schmeckte!

Ich war bei der zweiten Packung Kekse und der dritten Tasse Tee, als das Telefon klingelte.

»Hallo! Ich bin's, ruf mich im Telecenter an.«

»Madické? Geht's dir gut?«

»Ja. Bitte ruf mich gleich zurück!«

00221 – wenn ich diese Ziffern wähle, spüre ich, wie die France Telecom mir gnadenlos das Messer an den Hals setzt.

Nur plötzliche Heimwehanfälle und dringliche Bitten meiner besorgten Mutter oder meines ungeduldigen Bruders können mich dazu bewegen, 00221 zu wählen. Ich hebe den Hörer ab. Er ist schwarz. Er sollte rot sein, wie das Blut, das die France Telecom mir aussaugt.

»Hallo! Madické? alles okay?«

»Ja. Hast du das Spiel gesehen?«

»Hab ich. Wie geht's den Großeltern?«

»Gut. Wer hat gewonnen? Hast du auch das Elfmeterschießen gesehen?«

»Ja. Wie geht's...«

»Es geht allen gut! Erzähl! Wer hat geschossen?«

Das ist ein bißchen mager, aber ich bohre nicht weiter. Bevor ich meinen Bericht nicht abgeliefert habe, werde ich nichts von zu Hause erfahren.

»Als erster war Di Biagio dran. Das hättest du sehen sollen, wie der den Ball fixierte, wie ein spanischer Matador, der zum Kampf mit dem wilden

Stier bereit ist. Auf den Rängen hielt alles den Atem an, der Ball ist wie ein Pfeil durch die Luft geflogen und...«

»Und? Hat er getroffen? War es ein Tor?«

»Ja, er hat getroffen und...«

»Und dann, was war dann?«

»Dann hat der Kapitän der Holländer geschossen, aber Toldo hob ab, als ob er Flügel hätte...«

»Toldo hat gehalten. Und dann?«

»Ein Holländer, du weißt schon, der mit der Nummer...«

»Bitte sag mir nur die Italiener.«

»Pessotto sah drein, als ob er ratzfatz das Netz durchlöchern wollte...«

»Und? Gab's ein Tor? Hat er getroffen?«

»Ja. Und Totti auch. Der hat das dritte Tor geschossen. Überall flatterten italienische Spruchbänder ...«

»Und Maldini? Hat Maldini geschossen? Sag!«

»Ja, hat er. Ein Kapitän, der seinen Namen zu Recht trägt, kann seine Mannschaft nicht allein in den Kampf ziehen lassen ...«

»Hat er getroffen? Sag!«

»Jetzt hör endlich auf, mich dauernd zu unterbre...«

»Okay, tut mir leid! Und? Gab's ein Tor?«

»Nein, er hat verschossen.«

»Scheiße! Aber wir haben doch gewonnen? Sag! Haben sie gewonnen?«

»Wenn du mich hättest ausreden lassen, hätte ich dir die Tore der Holländer gesagt, dann wüßtest du's schon«

»Ja.«

„Mit wie viel Toren, sag mir wie es ausgegangen ist?“

»Drei zu eins.«

»Super! Ich wußte, daß sie gewinnen! Genial! Okay, ich muß Schluß machen, zu Hause warten sie sicher schon auf mich. Wir machen heute abend eine Party.«

»Warte, wie geht's Großmutter? Geht's ihr gut?«

»Ja. Denk dran, am 2. Juli ist das Finale Frankreich gegen Italien, das mußt du dir unbedingt anschauen, in Senegal geht's um sechs los, in Frankreich um acht wegen der Zeitverschiebung, salut.«

»He! Ich hab auch noch was anderes zu tun!« schrie ich, bekam aber nur ein Piepsen zur Antwort. »Salut, du Blödmann«, brummte ich und knallte den Hörer auf.

Es ist immer das gleiche. Er nötigt mich, ihn anzurufen, ich ruiniere mich, indem ich ihm das Spiel schildere, kriege aber nicht die kleinste Information aus ihm heraus. Er hat nur Fußball im Kopf! Eines Tages werde ich ihm mit meiner Telefonrechnung das Maul stopfen, damit er zuhören lernt!

Ich bin aber trotzdem froh, daß ich mit ihm gesprochen habe.

Jetzt weiß ich wenigstens, daß es ihm gutgeht; und wenn etwas Ernstes mit der Familie gewesen wäre, hätte er es mir bestimmt gesagt. Männer haben es ja angeblich nicht so mit den Einzelheiten, und ihm ist von klein auf eingetrichtert worden, seinen Mann zu stehen. Er hat gelernt, »autsch!« zu sagen, die Zähne zusammenzubeißen und nicht zu weinen, wenn ihm etwas weh tut oder angst macht.

Als Ausgleich dafür, daß er immer tapfer sein mußte, bekam er einen Thron hoch über der weiblichen Welt. So wird man ein richtiger Mann und stolz darauf. Schon als Kind wußte dieser echte Guelwaar seine fürstlichen Privilegien zu nutzen: ein Lächeln vom Vater, das größte Stück vom Fisch, die besten Beignets von seiner Mutter und, wenn er mit Frauen sprach, das letzte Wort.

Ich stelle das Telefon an seinen Platz zurück. Ich bin eine gemäßigte Feministin, doch was zuviel ist, ist zuviel. Depri droht. Ich lege mich aufs Sofa und beginne mit meinen Hormonen zu hadern. Nicht nur, daß ich an ihnen leide, wenn sie mal wieder verrückt spielen, nein, sie sind auch schuld dran, wenn ich dauernd unterbrochen werde. Man spricht von Selbstaufgabe; ein häßliches Wort für eine häßliche Sache, die der Herrschsucht dient und die Liebe erdrückt und erstickt. Ich ziehe der Selbstaufgabe jede Aufgabe vor.

Und ich liebe Pumps. Ob Marie Curie bei wichtigen Treffen Stöckelschuhe trug? Ich weiß es nicht. Aber ich bin mir ganz sicher, daß auch die größten Männer der Welt schon einmal niederknieten, um einer Frau in Pumps den Fuß zu küssen. Okay, ich behalte meine Hormone! Eier will ich auf gar keinen Fall. Es gibt sogar Männer, die sie sich abschneiden lassen, um ihren behaarten Leib auf Stiletto durch den Bois de Boulogne zu schaukeln.

Ich schalte um: Themenabend über Spieler, die von Casino zu Casino reisen. Auf was für einem Stern leben wir eigentlich? Wir sind von lauter Verrückten umgeben, und mein Bruder ist einer von ihnen.

Wenn er um die Welt reisen könnte, um Maldini spielen zu sehen, würde er es tun, da bin ich sicher.

Denk an das Endspiel am 2. Juli. Von nun an warte ich darauf. Wer behauptet da, Fernluft macht frei? Ein kurzer Satz, und ich warte, alles um mich herum steht still. Was könnte es in meinem Leben auch Wichtigeres geben als dieses Endspiel?

Für Madické ist Frankreich das Paradies, wo du dir alles leisten kannst, was du willst, auch den Luxus Zeit.

Er hat mich nach einer prunkvollen Hochzeit mit einem Franzosen aufbrechen sehen; von den Stürmen, die noch kommen sollten, konnte er nichts ahnen.

Und als er davon erfuhr, konnte er sich nicht vorstellen, was das bedeutete. Mit meinen Masken, Statuen, den bunten Baumwolltüchern und einer rotgetigerten Katze wurde ich zusammen mit dem Gepäck meines Mannes nach Frankreich verschifft. Genausogut hätte es mich in die sibirische Steppe verschlagen können. Kaum angekommen, verdunkelte meine Haut das Idyll. Seine Familie wollte lieber ein Schneewittchen, die Ehe war kurz, die Strafe hart. Allein mit meinen Masken, ohne die sieben Zwerge, wollte ich jedoch nach dieser Niederlage, die mir viele fröhlich prophezeit hatten, um keinen Preis mit hängendem Kopf nach Hause zurückkehren, also studierte ich weiter. »Erfolg« ist meine einzige Chance, den Zweck zu erfüllen, den bei uns jedes Kind hat: soziale Sicherheit für die Familie. Diese Unterhaltspflicht ist für alle, die im Ausland leben, die schwerste Bürde. Doch da nichts über die Liebe und Anerkennung derer geht, die wir verlassen haben, wird jede ihrer Launen uns zum Befehl. Denk an das Endspiel am 2. Juli. Kaum ausgesprochen, war das meine Mission. Nichts anderes hatte mehr Platz in meinem Kopf – außer der Erinnerung an Madické und seine Welt.